

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 72.

Freitag, 26. März.

1915.

(2. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Aber während sie das Fenster geöffnet hatte, war ein großer „Brummer“ in ihr Stübchen geflogen, der furrte und lärmte nun ruhelos an den Scheiben umher, so daß Tante Lisbeth wieder aus ihrem Ruhesessel empor mußte. Und während sie beim Öffnen des Fensters jetzt in den Garten hinausblickte, sah sie, daß ihr Großnichten Arm in Arm mit einem sauber, aber ärmlich gekleideten Jungen über den Rasen schritt.

„Das muß aufhören, muß, muß“, und der Gedanke beschäftigte sie so sehr, daß ihr selbst Rosengartens Liebeslieder keinen neuen Schlummer brachten und die alte Tante schließlich zu ihrer angefangenen Stramarbeit griff. —

Die Kinder liefen lachend durchs Gras.

„Es man gut“, sagte der Junge befriedigt, „daß du sagtest, du hättest das getan. Mich hätte deine Tante wohl geschlagen.“

„Jung, Henning, bist du so bang?“ lachte Grethenfraude übermütig, „aber hier wollen wir weiter spielen; von hier können wir Tante Lisbeths Mittagsruh nicht stören.“

Und sie warfen sich gegenseitig den Ball zu und fingen ihn auf. Das Mädchen in ihrer graziösen Art, der Knabe unbeholfen, mit plumpen Bewegungen. Henning Liebedemann war seiner Mutter sehr ähnlich. Hervorstehende flawische Backenknochen, eine schmutzige gelbliche Haut, stechende schwarze Augen, die bald unangenehm, abstoßend drohend und Schlechtes verratend blicken konnten, in denen es zeitweise aber wie weiches, schwärmerisches Träumen schlummerte.

Von den abseits liegenden Stallgebäuden her tönte Wagenrollen. Das Mädchen horchte auf und lief hinüber, langsam, widerwillig folgte ihr der Knabe.

Ein älterer Mann zog am Halfter zwei Schimmel zu der bereitstehenden Kutse. Er war schon in weißer wilblederner Hose und glänzenden Lackstiefeln, nur der Galarock fehlte noch. Das Gesicht war glattrasiert und wurde von weißgepudelter Perücke umrahmt. Er war noch einer von den ganz altmodischen, der Kutser Peder Liebedemann, gerade wie sein alter Herr, der sich auch nicht von Kniehosen, seidenen Strümpfen und dem Pops trennen wollte. Was ging es diese beiden an, daß schon vor zwanzig Jahren der große Eroberer und seine Generale ohne Böpfe über Europa hingestürmt waren, daß die deutsche Burschenschaft auf der Wartburg Perück, Pops und Schnürleib dem ewigen Feuertode übergeben hatte.

Nein, nein, die beiden ließen sich von den neuen, geschmacklosen Moden nicht beeinflussen, und weil es eben Herr Lorenz Woldsen Wilmsen und sein Kutser waren, wagte die spottlustige Gassenjugend nicht, ihnen die altmodische Tracht zu verleiden.

„Sollen wir jetzt schon fahren?“ fragte das Mädchen hastig.

„Zu zwei Uhr hat der Herr befohlen, Mademoiselle“, und der Alte ließ von seiner Arbeit ab, um auf weitere Fragen zu antworten.

„Mademoiselle“, äffte die Kleine ärgerlich nach, griff dann mit übermütigem Sachse nach ihren kurzen Röschchen, als wollte sie eine Schleppe rasen, und sagte, tief knirschend, zum Alten: „Merci, monsieur Tiedemann, merci.“

Der Alte verstand die Rederei; er sollte sie Grethenfraude nennen. Aber so etwas weiß ein alter Diener besser als solch Kind. Sein Enkel allerdings, der nichts-nutzige Henning, hatte sogleich davon Gebrauch gemacht, als Demoiselle Wilmsen ihm sagte, er solle sie Grethenfraude nennen, wie ihre Eltern und Freundinnen es taten. Der Alte hatte den Jungen zwar schön auf den Trab gebracht, er konnte es aber doch nicht hindern, daß der Knabe von der Vergünstigung Gebrauch machte. Und als ärgerte er sich wieder über den Enkel, rief er barsch: „Faulpelz, stehst hier und guckst zu, wie dein Großvater arbeitet. Marsch, hole das Geschirr.“

Der Junge brummte etwas Unverständliches vor sich hin und begab sich in den Stall, aus dem er gleich wieder mit dem Pferdegeschirr herauskam.

„O, schleppe dich doch nicht so ab“, rief die Kleine, „komm, ich helfe dir.“

„Daß — lassen Sie man, Greth —, Demoiselle Wilmsen“, antwortete der Knabe bissig, „wenn mein Vater sein Geschäft am Zingel hätte und meinem Großvater das Freihaus gehörte, bräuchste ich es auch nicht zu tun.“

Der Alte drehte sich um und versetzte seinem überraschten Enkel eine schallende Ohrfeige.

„Redest du wieder so'n Zeug“, brummte er, „wenn du — soll dich —“

„Über Peder“, sagte die Kleine vorwurfsvoll.

„Bitte, submissiv um Pardon, Demoiselle, aber der Bengel wird mit jedem Tage frecher.“ —

Der Wagen hielt vor der Doppeltür des Freihauses. Grethenfraude war die Treppe zur Galerie hinaufgesprungen und klopfte an Großvaters Schlafstubentür. Aber der alte Herr, welcher nach dem Essen „d'un doux sommeil“ dormieret hatte, ließ sich bei seiner Toilette gemächlich Zeit, und ungeduldig rutschte das Mädchen das Geländer der Treppe hinab.

Henning hatte sich am Stalle in die Sonne gesetzt, indem er die Stallmauer als Rücklehne benutzte. Den Gut tief ins Gesicht gezogen, blinzelte er halb im Schlaf zu den Faltern hinauf, deren weiße und leuchtend rote Flügel sich scharf vom blauen Himmel abhoben.

Nachdem Grethenfraude eine Weile das glänzende Fell der Pferde gestreichelt und ungeduldige Blicke ins Innere des Hauses geworfen hatte, ließ sie zu dem Jungen.

„Du — Henning — du sagtest vorhin: wenn dein Großvater Besitzer vom Freihaus wäre —, du, was würdest du dann tun?“ fragte sie mit einer gewissen Erwartung, weil sie augenblicklich wirklich nicht wußte, wie sie ihre bevorzugte Stellung benutzen könnte, um der Rangeweile Herr zu werden.

Der Knabe aber brauchte sich nicht erst lange zu benehmen. Wie oft hatte er, wenn er still und unbeobachtet durch den Park geschlichen war, davon geträumt.

„Erstmal wollte ich ein Pferd haben zum Reiten, dann einen blanken Degen mit goldenem Griff — du weißt, wie die Dragoneroffiziere — einen hohen Hut mit ganz, ganz vielen Federn darauf, und dann einen hellblauen, seidnen Mantel um die Schultern tragen, ganz lang, daß er bis zum Pferdeschwanz ging. Und dann müßten alle Leute, auch der Amtmann und der Bürgermeister, und alle Soldaten tun, was ich sagte. Und dann wollte ich Krieg machen und besiegen alle Feinde, und ich — ich — ja — dann wollte ich König werden.“

Ganz aufgeregt war er geworden. Grethenfraude aber, welche dem Sprunge vom Enkel des Freihausbesizers zum König nicht so schnell folgen konnte, stand nachdenklich da und sah den Jungen halb verwundert, halb belustigt an. Schließlich brach sie in helles Lachen aus, rief: „Du dummer Jung“, und lief wieder zum Wagen. Henning aber lehnte sich zurück, blinzelte zum Himmel und spann seine Königsträume weiter.

Herr Lorenz Walden Wilmsen trat, auf den Stock mit dem Knopf gestützt, vor das Haus. Der Rutscher öffnete, den Dreimaster in der Hand, die Wagentür, und der alte Herr stieg ein.

„Kommt, Grethenfraude.“

In schneidigem Trab ging es durch die Straßen und die Leute blieben stehen und grüßten tief.

Da lag das hohe, spitziobliche Haus der Kaufherrnfamilie Wilmsen. Seit Generationen schon betrieb sie ihr Geschäft. Bevor der große Religionskrieg Deutschland heimsuchte, hatten sie sogar ihre eigenen Segler nach Amsterdam geschickt, um die Erzeugnisse der Kolonien herüberzuholen. Dann war wie überall, wo Freund und Feind gehaust hatten, ein Rückgang eingetreten, aber durch zähen, eisernen Fleiß hatten die Wilmsens ihren Wohlstand gefestigt und gemehrt. Jetzt lag der ganze Handel mit den Inseln und Galligen in ihrer Hand. Und dann — dann — man sprach nur leise darüber — dann kam die Kontinentalperre, durch welche der Franzosenkaiser England niederzuerwerfen hoffte, und ein schwunghafter Schmuggel brachte den Kühnen Tausende.

Ja, jene für England so schweren Jahre hatten den Wilmsens zu ihrem jetzigen Reichtum verholfen. Das Geschäft, das stolze Freihaus und draußen in der Südermark der große Hauberg mit den fetten Fennen!

Zu dem Hauberg hatte Wilmsen allerdings schon seit Jahren in Beziehung gestanden, lange bevor er seinem Freunde, dem früheren Besitzer, für schweres Geld den stattlichen Hof abkaufte.

Und während das Gespann an diesem sonnenglühenden Sommernachmittag durch die Marsch fuhr, mußte der alte Herr an jene aufregenden, gewinnbringenden Zeiten denken. Weit draußen vor der Eidermündung hatten die englischen Segler gelegen, zu denen Wilmsen mit seinem Sohn und den Getreuen auf festen Booten hinausruderte und unbekümmert um die lauerten Donaniers seine Waren an Land brachte. In den Kellerräumen des Haubergs versteckte man die kostbare Beute, bis sie gelegentlich in die Stadt gebracht werden konnte.

Einmal die Nebelnacht — jene schreckliche Nebelnacht —

Der alte Herr schüttelte unwillig den Kopf; er wollte nicht denken an die aufgeregten, aufregenden Tage damals. Er sah hinaus auf die fruchtbare Marsch mit dem schweren, rotbunten Vieh, hinüber zum Deich, an dem Hunderte von Schafen grasen. Dahinter die sonnenüberstrahlte, glühende Nordsee. Am Horizonte in glutglühender, ruhelos flimmernder Luft hingen wie bläulichgrüne Flecke die Inseln und Galligen. Der Himmel füllte das Blau, glänzendes Möwengefieder hob sich blendend vom Himmelstuch ab. Hier und da mit-

ten in den dazugehörigen Fennen ein stolz ragendes Bauerngehöft. Drüben stand auf hoher Wurt der Besitz der Wilmsens, der wegen der sieben Binden vor der Hausfront der Bindenhauberg genannt wurde. Im Volksmund aber hieß er der Teufelshauberg, denn es ging die mehrhundertjährige Mär, daß der einstige Erbauer nur mit Hilfe des Teufels das stattliche Haus errichtet hätte. Im Vertrag aber sollte der Satan ein Zimmer für sich gefordert haben, und dieser Raum zeigte noch heute blutrote und rufschwarze Abdrücke von des Teufels Handflächen. Als Wilmsens Freund noch auf dem Hauberg hauste, waren diese Spuren besonders frisch und deutlich gewesen, denn dem Schelm kam es auf einige Töpfe Farbe nicht an.

Der alte Herr lächelte jetzt, als er den Hauberg vor sich liegen sah, bei dem Gedanken an den lustigen Freund, dem es hier draußen zu langweilig geworden und der darum in die Stadt gezogen war. Aber doch — jene Nebelnacht.

Immer wieder mußte er daran denken, wie sie damals mit schwerer Ladung vom englischen Segler abstiegen und auf der Rückfahrt der Nebel sie überraschte. Sie verloren den Kurs, und nach stundenlangem Umherirren landeten sie schließlich in schwarzer Novembernacht draußen im Schlid vor einem einsamen Fischerhaus. Und als der graubärtige Fischer hörte, daß sie Waren nach dem Hauberg bringen wollten, sagte er mit unheimlicher Stimme: „Herr, Herr, der Teufel beherbergt nur gegen Nachtgeld. Passen Sie auf, es kann Jahre dauern, aber er holt sich seinen Lohn.“

(Fortsetzung folgt.)



Das, wofür der Mensch Blut und Güter gibt, muß etwas Höheres als beides sein. Jean Paul.

Polnische Wirtshaft!

Von Jakob Egenolf, Wiesbaden, zurzeit im Felde.

Meine erste Bekanntschaft mit dem heute so vielgenannten Lande Russisch-Polen machte ich wie so viele andere gute Deutsche durch die melodiose Operette, deren Titel diesem Briefe voransteht. Damals hätte ich mir durchaus nicht träumen lassen, daß ich mir noch so eingehende Kenntnisse von diesem Land erwerben würde; daß ich es nach allen Himmelsrichtungen durchwandern sollte und selbst eine Spanne meines Lebens unterirdisch dort verbringen müßte. Ich möchte gerade nicht behaupten, daß letzteres die angenehmste Beschäftigung gewesen ist. Doch als praktischer Mensch und besonders als moderner Soldat weiß man auch dem Schützengrabenkrieg und dem Leben in den Unterständen seine schönen Seiten abzugewinnen. Wenn man sich da gut bilden kann, um den feindlichen Geschossen ein Schnippen zu schlagen, und wie eine Schlange sich winden und kriechen lernt, um bei seiner Ablösung im Unterstand zu verschwinden, dann hat man schon die Haupterfordernisse des Schützengrabenkriegs erfüllt. Besonders das Gebückgehen und Kopfeingziehen wird einem allmählich zur zweiten Natur, um so mehr bei einer Länge von 1,82 Zentimeter wie der meinen. Denn sobald unser feindliches Gegenüber, die Herren Russen, einen behelmten Kopf aus dem Graben auftauchen sehen, macht es drüben „peng“, und es pfeift einem über den Kopf weg. Die Russen pflegen nämlich, vor ihre Schützengräben vorgeschoben, oder auch versteckt auf einem Baume, einen Scharfschützen zu postieren, der nichts anderes zu tun hat, als unbewandt unsere Schützengräben zu beobachten und zu schießen, falls er glaubt, irgendwas gesehen zu haben. Bei uns nennen wir diese Scharfschützen den „Emil“, den „August“ oder auch er bekommt sonst einen landläufigen Namen. Wir sind natürlich geflissentlich darauf bedacht, den Standort jener Scharfschützen durch Gleichpatrouillen teils und teils mit bewaffnetem Auge ausfindig zu machen und den Herren den verdienten Dankschuss zu geben. Ist dies gelungen, so haben wir fürs erste Ruhe, — bald darauf steht aber wieder ein neuer „Emil“ am alten Plage.

Eines schönen Tages sahen wir von unseren Schützengräben aus, wie die Russen drüben gegen Mittag neben ihren Gräben herumspazierten und in aller Gemütsruhe ihren Kameraden fröhlich dampfendes Mittagessen herbeitrugen. Das ärgerte uns. Denn einerseits war es bei uns mit dem Essen noch nicht so weit und andererseits gefiel uns das herausfordernde Gebaren der Russen gar nicht. Ergo schickten wir ihnen einen „Guten Appetit“ in Form einer Anzahl Angeln hinüber. Und eins, zwei, drei waren sie in den Schützengräben verschwunden. Daß sich die Russen ihrerseits wieder über unser unfreundliches Verhalten ärgerten, war uns ohne weiteres klar, und daß sie nun darauf bedacht waren, bei Gelegenheit ihr Mütchen an uns zu kühlen, wußten wir von Präzedenzfällen auch schon im voraus. Deshalb beschloßen wir einfach, ihnen Gelegenheit zu geben. Und zwar unmittelbar anschließend an unser Mittagessen, das von jeder Gruppe ein Mann durch den Laufgraben bei der Feldflanke geholt hatte.

Wir gingen hin, nahmen ein Bündel Stroh, setzten diesem einen Helm auf, hingen ihm einen Mantel um, und nun von unten her aus der Seitengewehr gespießt, ließen wir diesen „Feldgrauen“ gemächlich oben auf dem Schützengraben hin- und hergehen. Die Wirkung ließ nicht lange auf sich warten. Ganze Salven lösten die Russen auf diesen „Tollkühnen“, ihre ganze Wut von vorhin ließen sie an ihm aus. Schnell ließen wir unseren Strohsoldaten im Schützengraben verschwinden, damit die Russen nicht so bald den Schnuppen merkten. An einer anderen Stelle tauchte er dann wieder auf, und wieder prasselten die Geschosse von drüben über ihn hinweg. Noch zwei-, dreimal reizten wir auf diese Weise die Russen, um ihnen Munition abzutropfen; dann aber stellten sie ihre Schießerei ein. Anscheinend merkten sie schließlich doch, daß sie auf eine Tauschung hereingefallen waren.

Werden wir von den Kameraden aus den Schützengräben abgelöst, geht's zu unserem polnischen Dorf zurück, das gleich hinter unserer Stellung liegt. Sein Kirchlein, das einstmal die Mitte des Dorfschens zierte, liegt größtenteils in Trümmern. Die Russen, die in dem Kirchturn einen Artilleriebeobachtungsstand vermuteten, haben auch dieses Vernichtungswerk, wie so viele andere, auf dem Gewissen. Und es war schade darum. Denn mit seinem roten Ziegeldach und seinem bescheidenen Türmchen stand es als hübschestes Bauwerk in dem, weitverlassenen Dörfchen, das aus etwa 40 bis 50 strohgedeckten Holzhäuschen und Lehmhütten besteht.

Mit den Dorfbewohnern wie überhaupt mit dem Polenwölken pflegen wir die besten Beziehungen. Der Pole hat nicht die Verschlagenheit der belgischen und nicht die Hinterlist der französischen Franktireurs. Gutmütigen Charakters, trägt er gleichmütig die über ihn gekommenen Schrecken des Krieges. An seinem Gesicht sieht man ihm an, was er unverschuldet mitzumachen hat; aber nach außen hin will er nichts erkennen lassen. Keine Klage kommt über seinen Mund. Gelassen sieht er unserem kriegerischen Treiben zu. Bereitwillig stellt er uns seine dürftige Hütte als Quartier zur Verfügung. Wir sind die Panjes (Herren) für ihn, er ist der Panje für uns. Auch für die Frauen und Kinder sind wir die Panjes. Und mit diesem Wort erschöpfen sich auch zumeist unsere polnischen Sprachkenntnisse. Das Wort Panje gebrauchen wir dann noch in Verbindungen, wie Panjes-Gaul. Das ist dann immer ein kleines, schwächliches, abgeraderles Gaultchen, das nur an den Ohren von einem Esel zu unterscheiden ist. Auch zerbrechliche Fahrzeuge mit einer längeren Deichsel bilden noch eine Klasse für sich und werden bei uns Panjes-Wagen genannt. Da wir bisher vom Frühling noch nicht viel zu sehen bekamen und es der Temperatur und dem Schnee nach ruhig noch Januar sein könnte, lernten wir nach Panje auch noch das polnische Wort für kalt. Denn begegnen wir an einem recht kalten Tag einem fröstelnd in seinen Schafsfellmantel gehüllten Polen, dann tauschen wir mit dem bekannten vielbedeutenden Blick nach dem Wetter das eine Wort aus: schimno. Und wir benützen die geistreiche Bemerkung gegenseitig. Die Frauen und größerenuben und Möbel tragen wie die Herren der polnischen Schöpfung hohe Wasserstiefel. Bei der weiblichen Bevölkerung sieht das, wie sich leicht denken läßt, zuerst komisch aus. Aber man gewöhnt sich dran. Mit unseren eleganten Damenschuhen wäre aber auch den Polinnen nicht gedient. Denn bei den grundlosen Dorf- und Feldwegen, auf denen man bei Regenwetter bis zu den Knien schmerzlos einsinkt, würde so ein Polenmädchen andere als seine Schafstiefel schon allein vom Kirchgang nicht mehr nach Hause bringen. Mit den Polenmännern und ihren Kindern stehen wir überhaupt in einem ganz vertrauten Verhältnis. Denn zu uns kommen sie, wenn

sie Hunger haben, und wollen nicht gerade Kartoffeln essen und bitten um gleba, gleba (Brot). Gerne teilen wir es mit ihnen; denn Kartoffeln stehen von morgens bis abends auf dem Speisetisch der Polen. Für gleba und ein paar Pfennig waschen uns dann die Panjesfrauen unsere schmutzige Wäsche. Und würden unsere Frauen die Art dieses Waschens sehen, sie müßten sich dah verwundern. Denn nicht zwischen den Händen reiben sie die einzelnen Wäschestücke, sie legen sie vielmehr auf eine Bank, und nun hauen zwei oder auch drei Polinnen mit einem eigens dazu geschnittenen Holzschlägel im schönsten Takte darauflos, genau als wenn sie dreschen würden. Ob das zur größeren Reinheit der Wäsche beiträgt, habe ich nicht feststellen können, aber als ich eines Tages mal neugierig diese Prozedur mir ansah, zeigten die schönen Wäscherinnen auf ihre Arbeit, ohne mit ihren Stieben aufzuhören, und bemerkten lachend: „Räume kaputt!!!“

Nun erhellte mir diese nie gekannte Art des Waschens. Und in diesem Augenblick fand ich sie auch sehr sinnreich. Polnische Wirtschaft, dachte ich, und gab mich damit zufrieden. Denn wer Polen kennt und seine Räuse, der muß schon ein solches Radikalmittel der Polinnen zur Ausrottung dieser kleinen Lebewesen für vernünftig und praktisch erachten. Aber diese meine Vernunftsgründe sollten doch nur zu bald einen fühlbaren Stoß erleiden. Und das kam so. Auch mein Entfernungsfehler hatte seine Wäsche einer Polenfrau zum Waschen gegeben. Anderen Tags kam er fröhlich damit zurück in dem Bewußtsein, nun endlich wieder mal frische Wäsche auf den Leib zu bekommen. Schnell zog er sich aus, um möglichst bald in die frische Umhüllung zu schlüpfen. Doch teils dieserhalb, teils außerdem sah er sich vorher die Sachen noch einmal an, vermutlich, um sie auf ihre exakte Behandlung hin zu prüfen. Da entdeckte er zu seinem und meinem größten Erstaunen mitten in dem einen frischgewaschenen Hemd — — — eine Laus. Also trah- und alledem.

Aber über das Kapitel Räuse hier in Polen könnte man Bücher schreiben. Ein solches Buch müßte die einzelnen Unterabschnitte erhalten: Erkennungsmerkmale, Lieblingsaufenthalt, Pflege und Behandlung, Ausrottung. Das Erkennungsmerkmal ist bei uns schon sprichwörtlich geworden; das eiserne Kreuz auf dem Rücken, Lieblingsaufenthalt: individuell, Pflege und Behandlung: meist sehr unliebenswürdig, und was schließlich die Ausrottung betrifft, so sind wir uns darüber im Verein mit den Gelehrten noch nicht einig geworden. Es sind Leute darunter, die riechen schon einen Kilometer gegen den Wind nach Fenchelöl und Zedernholz, und doch sehen sich die lieben kleinen Insekten gerade wie zum Tummelplatz ihrer sportlichen Veranstaltungen aus. Andere wieder in ihrer stoischen Ruhe benutzen überhaupt kein Abwehrmittel und bleiben völlig verschont. Kürzlich schrieb mir ein mir bekannter Apotheker, ich möchte ihm einige lebende Exemplare von dieser polnischen Landplage zuschicken. Er wolle ein sicher wirkendes Gift für diese unliebsame Bagage herzustellen suchen. Ich sagte es meinen Leuten, und bald war ein kleines Döschen äußerst lebhaft bevölkert. Hoffen wir, daß es meinen Freunde gelingt, ein wirklich brauchbares Präparat „Räusentod“ zu erfinden. Er kann Millionär damit werden.

Und er verdiente es auch in der Tat. Mehr als so viele geschäftsgewandte Praktiker, die in diesem Kriege die Fortschritt auszunutzen verstanden und das unmöglichste Zeug in den Handel brachten mit der schon abgebrauchten Marke: „Unentbehrlich für unsere Heiden im Felde!“ Für teures Geld von den Lieben zu Haus in der besten Absicht gekauft, wird es bei uns hier draußen als unnötiger Ballast weggeworfen. Das nützlichste und willkommenste bei uns ist etwas für den Magen. Das beste Wärmesachen ist da eine Pulle gutes Rogmal oder sonst etwas Gebranntes. Kaffee, Tee, Kakao und Brot gibt es aus der Feldküche genügend. Aber wenn man dazu ein bißchen frische Butter, verschiedene Sorten Dauerwurst, Schinken, Käse oder gekochte Eier hat, so ist das eine stets freudig begrüßte Beigabe. Bei dem wenig abwechslungsreichen Essen, das uns die Feldküche oft unter Überwindung der größten Schwierigkeiten nachführt, kommt diese und jene Delikatesse auch sehr zu statten. Selbstverständlich wird auch immer sehr gerne geraucht, und da ist das Beste gerade gut genug. Im allgemeinen habe ich beobachtet, daß Lieber etwas weniger, dafür aber besser geraucht wird. Es kommen ja diese Liebesgaben-Zigarren und -Zigaretten in die Front, aber merkwürdigerweise hat sich bei ihnen die Qualität etwas durch die Quantität verdrängen lassen.

Auch über das Kapitel Liebesgaben stehen sich Worte, schreiben, doch hierüber noch etwas in einem nächsten Brief.

Aus der Kriegszeit.

Wie es bei der Mobilmachung in Rußland aussah. (Originalbrief.) Rübend, 27. 2. 15. — — — Also etwa drei Wochen vor Ausbruch des Krieges begann in Rußland die offizielle Mobilmachung. 30 000 Mann wurden angestellt, den ganzen Rigaschen Strand zu befestigen und mit Kanonen zu spiden. Dabei hieß es, die Mobilmachung gelte nur gegen Österreich, als wenn die Österreicher von der Ostsee kommen würden! — Sämtliche Kornschmabuden, Bierbuden, Weinhandlungen, Destillationen wurden am 17. Mobilmachungs-tag geschlossen und sind bis heute nicht wieder geöffnet. Dann kam nach drei Wochen die Kriegserklärung. Drei Tage vor der Kriegserklärung wurden aber die deutschen Frachtdampfer nicht mehr aus Riga gelassen. Die beiden nach Stettin und Rübend laufenden Dampfer „Regina“ und „Lobina“, welche mit Passagieren vollgepfropft waren, wurden ebenfalls zurückgehalten, so daß kein Deutscher fort konnte. Am Montag, dem Tag nach der Kriegserklärung, brachten alle russischen Zeitungen die Nachricht fett gedruckt: Lieblincht erschossen, Berlin in heller Revolution, Sozialdemokraten gehen nicht mit in den Krieg. Sie können sich unsere Verzweiflung vorstellen, und so wurde Tag für Tag weiter gelogen. Wir hörten nur immer von russischen, französischen und englischen Siegen, deutschen Niederlagen, großen Verlusten und entsetzlichen Grausamkeiten der deutschen Barbaren. Alle deutschen Männer vom 17. Lebensjahre an sollten ausgewiesen werden und konnten sich eins von den entferntesten Wolga-Gouvernements wählen. Ich wählte mit Alfred und fünf Berliner Stukkateuren, welche bei uns den Sommer über in Pension waren, das Gouvernement Jamarat an der Wolga. Auf den Rat des amerikanischen Konsuls, der den Schutz der Deutschen und Österreicher übernommen hatte, fuhren wir aber noch nicht ab. Viele andere sind aber gleich gefahren und haben es sehr bereut, denn sie wurden am Ankunftsort gleich verhaftet und ganz wo anders hingeschickt. Zu diesen gehörte auch Herr Reife, der von Jamarat nach Orenburg am Ural (sibirische Grenze) geschickt wurde. Wir warteten also noch, bis auf einmal am 1. August (13.) alle Deutschen und Österreicher von 17 bis 45 Jahren verhaftet und als Kriegsgefangene ins Zentralgefängnis mit den schwersten Verbrechern zusammengepackt wurden. Unser Alfred, der einige Tage mit hohem Fieber zu Bett gelegen hatte, wurde aus dem Bett geholt und mußte mit unseren fünf Pensionären unter polizeilicher Bewachung die Reise durch die Stadt zum Gefängnis antreten. Dort angekommen, wurden sie ganz ebenso wie die schweren Verbrecher behandelt. Alles Geld, Wertgegenstände, Taschenuhr, Bleistifte, Papier wurde ihnen abgenommen. Die ersten drei Nächte mußten sie auf dem kalten Zementfußboden schlafen, weil keine Strohsäcke vorhanden waren. Zu essen bekamen sie morgens Schwarzbrot, heißes Wasser zum Tee, den sie sich selbst kaufen mußten. Mittags gab's eine stinkige Kohl- oder Erbsensuppe ohne Fleisch, und abends russische Grütze, und das vier Wochen lang. Nach Ablauf dieser vier Wochen wurde 89 Gefangenen aus der besseren Gesellschaft Rigas die Erlaubnis erteilt, auf eigene Kosten ins Gouvernement Kostroma zu fahren. Alfred schloß sich diesem Trupp an. So fuhren sie am 1. September (13.) in zwei Waggonen 3. Klasse unter militärischer Bewachung von Riga ab. Sie leben jetzt in einer kleinen Stadt Kologriw in obigem Gouvernement als Kriegsgefangene und müssen für ihren eigenen Unterhalt sorgen, was übrigens alle Zivilgefangenen müssen, denn die Regierung kümmert sich durchaus nicht weiter um die Leute, ob sie verhungern oder versterben — „Sorolowo“, wie der Russe sagt, und was ungefähr so viel heißt als „ganz nach Belieben“. Man spricht hier immer von der schlechten Behandlung der deutschen Gefangenen in Frankreich und England, doch ist das gar nichts gegen die Leiden unserer armen Landsleute in Rußland. Denken Sie sich eine Temperatur von 35 bis 40 Grad Kälte. Tausende sind ohne wollene Unterleider, ohne Paletots, ohne Geld, ohne ein Wort russisch. Von Alfred haben wir nun seit zehn

Wochen keine Nachricht. Wir haben ihm von Rübend aus schon mehrere Briefe und Karten geschrieben, doch auf keine eine Antwort bekommen. Es ist zum Verzweifeln. Wie können Sie nun, mein lieber Herr W., sich glücklich schätzen, daß Sie in diesem Sommer nicht in Riga waren. Wir, meine Frau und ich, mußten unter Zurücklassung unserer ganzen Möbel- und Wirtschaftssachen aus Riga flüchten. Nur zwei kleine Schließkörbe mit den notwendigsten Kleidungsstücken und etwas Wäsche konnten wir mitnehmen. Ob wir von unseren dort gelassenen Habegegenständen jemals etwas wiedersehen, wissen die Götter. Verkauften durften wir nichts. Es war bei 3000 Rubel Strafe verboten, von Reichsdeutschen irgend etwas zu kaufen. Der arme Herr Reife sitzt im Gouvernement Orenburg mit einem bekannten Herrn von uns, der seiner Frau geschrieben hat, daß sie mit mehreren Landsleuten in einem kleinen Dorf an der sibirischen Grenze interniert sind, und ein Koch von Otto Schwarze kocht ihnen ihr tägliches Essen, meistens Pilze aus dem Walde — aber wo wollen sie jetzt die Pilze hernehmen? Der betreffende Koch kann wohl kein anderer sein als der arme Reife, denn Schmidt ist ja Schweizer Unteroffizier und unterliegt keiner Ausweisung. Wie mir der arme Kerl leid tut, ein so guter Mensch, und wird so gemein betrogen. Da kann man wohl den Glauben an die Menschheit verlieren! Ihre freundliche Absicht, Schwärze dorthin zu schicken, ist leider nicht durchzuführen, denn wenn nicht einmal Briefe ankommen, wie viel weniger werden Pakete dort eintreffen. Vergangene Woche trafen hier zwei bekannte Damen aus Riga ein, welche uns erzählten, daß jetzt alle deutschen Frauen und Kinder, etwa 6500, von dort ausgewiesen sind, und daß es bei Strafe von 3000 Rubel verboten ist, ein Wort Deutsch zu sprechen. Was wird aus dem schönen Riga werden? Aber es gibt einen gerechten Gott, der alles Unrecht und alle Grausamkeit, die uns und unseren armen Landsleuten von den Russen zugefügt worden sind, blutig rächen wird. Der Anfang dazu ist ja schon gemacht, aber es wird noch besser kommen! — — —

Kriegsnerven und Familienblätter. Der Krieg fordert nicht nur von den Soldaten, sondern auch bei den Daheimgebliebenen starke Nerven, denn auch ihnen fallen große und wichtige Aufgaben zu. Die Hauptsache ist aber, daß sie nichts tun, um die Soldaten im Felde zu beunruhigen. Wenn sie immerfort allen möglichen Kummer ins Feld nachsenden, da erreichen sie nichts anderes als die Schwächung der Nerven eines Mannes, der ohnehin die äußersten Kräfte anspannen muß. Verlangen wir aber von den Daheimgebliebenen, daß sie alles aufwenden, um die Nerven der im Felde stehenden gesund und kräftig zu erhalten, so ist es auch Pflicht derer, die Einfluß auf das Volk haben, wieder nichts zu unternehmen, was dessen Nervenkraft, auf der heute alles beruht, schädigen oder herabsenken kann. Gemeint ist hiermit die Presse, und da wieder die unterhaltende, schöngestirnte, illustrierte Presse, die verbreiteten Familienzeitschriften. Diese hätten die wichtige Aufgabe, den Leuten beruhigenden, entspannenden und ablenkenden Stoff zu bieten, ihnen ein wenig Heiterkeit zu bringen und durch populär-wissenschaftliche Aufsätze ihr Sinnes- und Denken von allem Furchtbaren und Entsetzlichen abulenken. Aber geschieht das? Diese Frage beantwortet Professor Dr. Hans Grob, der bekannte Psychologe, in der neuesten Nummer der „Mensch“, Wochenschrift über die Fortschritte in Wissenschaft und Technik (Frankfurt a. M.). An der Hand zahlreicher Beispiele zeigt er, wie durch trasse Darstellungen von Kriegsgrausamkeiten im Wort und Bild die Nerven der Leser geradezu gepeinigt werden; und zwar handelt es sich dabei nicht etwa um billige Zeitschriften oder sogen. Schundliteratur, sondern um führende Familienblätter. Wenn berichtet oder gar im Bilde gezeigt wird, wie der Kämpfende mit dem Bajonett in den Eingeweiden des Gegners wählt oder ihn mit einem Kolbenhieb tötet, müssen da die Leser nicht unwillkürlich denken, daß es ihrem Sohn, Vater oder Bruder im selben Augenblick ebenso ergehen kann? Der Verfasser schließt mit den Worten: Ein alter Kriminalpsychologe bittet inständig: schaff den Leuten nicht noch mehr Herzeleid, als sie ohnehin in übervollem Maße tragen müssen; erzählt ihnen harmlose, tröstende Geschichten, vergönnt ihnen ein bißchen verführende Heiterkeit und bringt ihnen vor allem leichte, verständliche, jetzt so arg vernachlässigte wissenschaftliche Abhandlungen, die interessieren, beruhigen und von dem vielen Schrecklichen ablenken. Tut ihr das, so schont und heilt ihr die Nerven der Angehörigen und damit die der Soldaten, dann helfst auch ihr dem Vaterlande zum Siege.